

(Nachdruck verboten.)

71

Ita Haine.

Novelle von S. Zschkewitsch.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Russischen von A. Lampert.

Manja blickte ihn flüchtig an und errötete bis an die Haarwurzeln, — so bezaubert war sie vom ersten Augenblick an von seiner Erscheinung. „Stecken Sie Ihre Nase nicht in Sachen, die Sie nichts angehen,“ erwiderte sie mit gekünstelter Ungezogenheit. „Und daß Sie mich brauchen, können Sie Ihrem Schatten erzählen. Mich lassen Sie aber in Ruhe.“

Wenn sie sich wohlfühlte, quälte sie ihr Leiden viel weniger. Auch jetzt piepste sie nur ganz leise und fing an, Ita zu helfen. Diese aber sagte mit schwacher Stimme:

„Ich habe Dir längst gesagt, Michel, daß Du am besten tatest, mich zu verlassen, und jetzt sage ich es noch mal. Du brauchst eine andere, als ich bin. Und einen Menschen zu schlagen, kann kein Vergnügen sein, das weiß ich gewiß. Geh Du nach einer Seite, ich gehe nach der andern. Wenn ich nur Geld hätte, ich würde mich sogar von Dir loskaufen, Michel.“

„Schweig, ärgere mich nicht,“ sagte er drohend, und sie hörte wie sein Atem schneller ging.

„In Dienst gehst Du nicht, das hab ich Dir schon gesagt. Wegen dem Gelde aber mache Dir keine Sorgen, das schlage ich schon aus Dir heraus. Siehst Du diese Housk? Merk sie Dir gehörig. In ihr liegt Dein Tod. Behalt es nur. Morgen gehst Du auf die Straße und bringst Geld. Ich hab die Biererei satt.“

„Siehst Du, Michel,“ erwiderte sie ruhig, „das werde ich nie tun. Du kannst mich sogar gleich totschlagen. Ich habe es schon oft von Dir gehört, aber Du verlierst nur Zeit damit.“

Er begriff, daß sie unerschütterlich sei: wie alle Despoten, beugte er sich vor einem wahrhaft starken Willen und höhnte nur:

„Es paßt Dir nicht, das Umhertreiben? Gemeines Frauenzimmer, Du!“

„Das geht Dich gar nichts an, aber es wird nie sein; hörst Du — nie. Lieber sterben von Deiner Hand, als so tief fallen.“

„Warum wollen Sie eigentlich nicht Michals Rat folgen?“ mischte sich Zschka mit einschmeichelnder Stimme ins Gespräch. „Was hält Sie davon zurück? Die Scham?“

Er machte eine zweideutige Geste und lachte, wobei seine schönen, dicht stehenden Zähne zum Vorschein kamen.

„Ihr habt Euch wohl verabredet?“ sagte Ita geärgert. „Schäm Dich doch, Michel, daß Du solche Mittel anwendest.“

„Untersteh Dich nicht, so mit meinem Freund zu sprechen!“ schrie Michel, „Deine Zunge, Deine dreidige, reiß ich Dir heraus! Sieh mal einer an, wie sie reden kann! . . .“

Zschka hörte selbstzufrieden diese Verteidigung an und seinen Schnurrbart, dessen Spitzen jetzt neckisch zu den Augen emporfahen, streichelnd, begann er Manja, die ihm sehr gefiel, ausdrucksvolle und leidenschaftliche Blicke zuzuwenden. Dann setzte er sich neben sie und knüpfte eine Unterhaltung an. Sie sah da mit einem mürrischen Gesicht, antwortete einsilbig, aber von Zeit zu Zeit umfing sie ihn, gegen ihren eigenen Willen, mit einem heißen Blick, machtlos gegen Zschkas bestreidenden Zauber. Ita betrachtete einen Augenblick lang das Paar; sie sah den warmen, ihr wohlbekannten Glanz in Zschkas Augen, das verlegene, mitleiderregende Gesicht Manjas — und mit schwerem Herzen ging sie an die häusliche Arbeit, ächzend und stöhnend vor Schmerz bei jeder heftigen Bewegung. Sie brachte das Kind zu Bett, machte Feuer im Ofen und stellte Teewasser auf.

Michel saß am Tisch mit aufgestülpten Ellenbogen; sein Gesicht war gedankenvoll und ärgerlich zugleich. Bemüht, das schmerzliche Stöhnen zu unterdrücken, kam Ita auf ihn zu und legte ihre Hand auf seine Schulter. Sie wußte wohl, daß sie durch solche Handlungsweise ihm nur noch mehr Macht über sich einräumte, aber ihr Herz lehnte sich immer so nach Frieden, daß sie ihm zuliebe auf manches zu verzichten bereit war. Mit der Nachlässigkeit und dem Stolz des Mannes schüttelte Michel ihre Hand ab. Sie legte sie geduldig wieder hin, beugte sich zu ihm hinab und sagte halblaut:

„Ich glaube, Michel, daß ich morgen eine Stellung bekomme. Sei nicht mehr böse.“

„Ich will keine Stellung,“ brummte er finster, wieder ihre Hand abschüttelnd. „Geh auf die Straße. Bei meinen Freunden tun es schließlich alle, und Du bist auch nicht was Besseres als sie.“

„Das ist ganz umsonst, Michel, — auf die Straße gehe ich nicht. Sei nicht so störrisch und böse. Ich gebe Dir ja in allem nach, gib Du mir in diesem einen nach. Ich kann es nicht.“

„Ein großer Hund, Deine Stellung,“ brummte er wieder. „Es wird viel übrig bleiben für mich von Deinen neun oder zehn Rubel!“

Da lachte Manja plötzlich. Zschka war es endlich gelungen, sie zum Lachen zu bringen. Michel vergaß dabei, daß er sich unzufrieden stellte und wichtig tat, und zwinkerte Zschka zu, worauf Ita ernst sagte:

„Mit ihr darf man nicht scherzen, Michel; Manja ist anders als ich.“

„Alle Weiber nehmen das Maul voll,“ erwiderte er auf lachend.

„Aber Du irrst Dich,“ lenkte sie wieder ein, „Kose versichert, daß man mir unter 13—14 Rubel nicht anbieten wird, und außerdem wird es noch etwas geben. Du bekommst mein Mittagessen . . .“

Sie dachte von plötzlicher Nührung. Wie glücklich wäre sie, wenn sie ihm ihr Leid klagen, ihm erzählen könnte, wie schwer ihr die Trennung vom Kind fiel. Er aber ahnte nicht einmal, was in ihr vorging; erheitert durch die neuen Aussichten, rechnete er geschäftig.

„Natürlich weniger als 14 gibt man Dir nicht. Auf meine Verantwortung hin kannst Du 15 verlangen und brauchst nicht herunterzugehen. Diese Menschenhinder, wenn sie erst Deine Milch sehen, geben sie Dir, was Du willst. Und unseren Duden zeig auch. Sei nur kein Schaf. Du hast ja eine Kuh, wie ich noch keine gesehen. Jetzt ist eine gute Kuh am hellen Tag mit Licht nicht zu finden. Und ein Liter Kuhmilch kostet jetzt 15 Kopeken. Keine Kopeke weniger als 15 Rubel. Natürlich nimmst Du für einen Monat Vorschuß. Die Menschenhinder werden Dich melken, und ich werde sie melken. Wir wollen noch darüber reden.“

Er war nun ganz guter Laune und hatte seinen Hochmut vergessen. Ita wartete, ob er nicht nach dem Kind fragen werde, aber er dachte nicht einmal daran. Er war ganz und gar von den neuen Aussichten in Anspruch genommen. Ita leufzte und froh, den Frieden wieder hergestellt zu haben, ging sie den Tee machen. Als alle bei Tisch saßen, sagte Michel lachend:

„Weißt Du, Zschka, ich habe heute eine gute Kuh gekauft.“

Zschka ließ zum Scherz seine Augen suchend durch das Zimmer schweifen, erschreckte Manja durch die Absicht, sie zu kneifen, und antwortete:

„Sprich doch nicht von solchen Dingen; hier sitzt ja ein unschuldiges Mädchen. Sie sind doch ganz unschuldig?“ wandte er sich halb im Ernst an Manja, ihr fest in die Augen sehend.

Manja hatte sich mittlerweile ganz an ihn und seine Scherze gewöhnt. Zschkas bewegliches und freundliches Gesicht mit dem hübschen Schnurrbart und dem schönen bläulichen Schatten auf den glattrasierten Waden gefiel ihr immer besser. Aber obwohl sie lachte und unwillkürlich seine Stimmung wieder spiegelte, bewahrte sie doch eine ernste Haltung und erlaubte ihm keine Freiheiten. Ihr Kopf war ihr etwas benommen von der unklaren Ahnung, daß eine festliche Zeit ihres Lebens beginne.

„Ich bin kein Mädchen,“ antwortete sie nach ihrer Art einfach und offen, „meinetwegen können Sie ruhig schlafen.“

„Kein Mädchen!“ rief Zschka lachend und mit gemachtem Erstaunen. „Also ist sie ein Junge. Nicht wahr, Michel, jetzt kann ich sie küssen, sicher darf ich es!“

Er stürzte auf sie zu, stellte sich, als ob er sie küsse, und rief schmähend:

„Was für ein guter Junge! Ita, wollen Sie ein Mädchen versuchen, wie er gut schmeckt?“ Und plötzlich, ganz un-

erwartet für Manja, schlang er seinen Arm um ihren Hals, riß sie an sich heran und küßte sie laut auf den Mund. Manja verlor für einen Augenblick lang die Fassung, aber dann rief sie geärgert:

„Wenn Sies noch mal wagen, reiße ich Ihnen Ihren Schnurrbart aus. Versuchen Sies nur. Ich kann solche Späße nicht leiden.“

Michel verfolgte mit Interesse das Vorgehen seines von ihm so bewunderten Freundes. Ita dagegen wurde immer trauriger und schlürfte schweigend ihren Tee.

„Nur den Schnurrbart wollen Sie?“ rief Zischka erfreut und schnitt ein freundliches Gesicht, „da ist er, wenn er Ihnen gefällt. Und jetzt her mit den Lippen.“

Lachend stürzte er wieder auf sie und beide fingen an sich zu balgen: sie in Verteidigung begriffen, er immer kühner auf sie eindringend.

„Schnurrbart,“ hörte man zwischen Rüssen hindurch seine Stimme, „nur den Schnurrbart will sie haben, und ich dachte, sie will meine Augen. Ich aber will die Lippen, die Lippen. Ach was für ein böser Junge!“

Michel rieb sich vergnügt die Hände und lachte. „Ist das ein Prachtker! Und was hat er nur, daß sie sich alle an ihn hängen? Der Glückspilz, der Spitzbube!“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

4) fahrende Leute.

Von Anna Reichert.

„Vater — Giele —“, kreischte es herauf.

Die vier Glieder der Familie Eisebein, Fridchen, Liese, Emil und Fink gingen, mit zwei großen Reiseförben beladen, durch den Mittagsonnenschein zum Bahnhof. Fink schäumte Mut: Seiffert richtete es natürlich wieder so ein, daß er erst am Bahnhof mit der Truppe zusammentraf, um sich um den aufsehenerregenden Zug durchs Städtchen und die Gepäckschlepperei zu drücken. Fridchen und Fink trugen den kleineren, Liese und Emil den großen, schweren Korb, in dem außer Garderobestücken noch ein Duzend Petroleumlampen sorgsam verpackt waren nebst einer knallroten Bühnendekoration. Den Zeltbesitzern fehlte meistens das rechte Verständnis für effektvolle Ausstaffierung der Sängerinnen. Ein knallroter Hintergrund und zwölf brennende Petroleumlampen waren gute Hilfsmittel, um schön und reich gekleidet auszuweisen und festliche Stimmung zu erzeugen.

Vater Eisebein trug einen Regenschirm und einen schwarzen Geigenkasten, obwohl er so wenig wie ein anderes Glied seiner Truppe den Vogen zu führen verstand. Den Geigenkasten nahm er der Reputation wegen mit. Ohne den sah seine Gesellschaft, in der die Frauen stets, auch bei lachendem Sonnenschein und glühender Hitze in dunkle Regenmäntel gehüllt einhergingen und vier Personen unter riesigen Gepäcksstücken leuchteten, seiner Meinung nach wie eine Zigeunerbande aus. Sein Geigenkasten erst machte sie zu Künstlern und offenbarte dem staunenden Publikum ihre Würde. — Die Komiker sämtlicher Jahrgänge schworen freilich darauf, daß er den Geigenkasten nur trug, um sich mit einigem Schein von Recht um die Last mit den übrigen Requisiteen zu drücken.

Cäcilie hatte Fridchens Karton an sich genommen; die kleine alte Dame brach unter dem Reiseforb fast zusammen, und der Karton, den man oben drauf gelegt hatte, machte ihn nicht leichter. Frau Eisebein schoß einen Wutblick auf Fridchen, als sie Cäcilien Handlungsweise entdeckte. Daß ihre Kinder auch gar nicht einsehen, was sie sich schuldig! Bedienten die eigenen Leute! Die mußten ja auffällig werden! Na — ihr konnte es ja bald egal sein. — Aber dieser letzte Gedanke war auch nicht dazu angetan, sie fröhlicher zu stimmen.

„Schreib Deinen Eltern, daß sie diesen Monat Deine zehn Mark nicht kriegen können,“ herrschte sie Liese an. „Du mußt einen Sommerhut haben und ein paar gute Taschentücher für die Bühne.“

Dieses Äugelrunde Augen sahen erschrocken ins Weite. Da würde der Vater wieder schön mit der Mutter zetern! Der Vater war nur schwer zu bewegen gewesen, Liese als Sängernovize für ein Jahr fortzugeben, und nur das Zureden der Mutter hatte es schließlich vermocht, daß er dem Drängen des Agenten nachgab und Liese flehentliche Witten, sie den Weg zu dem unjagbaren Glanz und Reichtum einer Sängerkarriere gehen zu lassen, erhörte. Freilich, so vornehm und prächtig, wie sich Liese das Leben eines Geschöpfes gedacht, das, in Samt und Seide gekleidet, vor Hunderten von Menschen auf strahlend erleuchteter Bühne stand und sang, so herrlich war ihr Leben vorderhand nicht. Schwere Dienstabarbeit füllte alle Wochentage außer einer Stunde am Abend aus, wo Liese unter Frau Eisebeins Leitung, ihren Schimpfworten und viel nachhelfenden Puffen und Schlägen Couplets nebst zwei Fuß- und drei Armbewegungen eingedrillt wurden. Aber der Samstag und Sonntag entschädigten für alle Mühsal des Alltags. Vom Samstag und Sonntag träumte Liese in jedem Augenblick des Tages und fühlte sich wie eine verzauberte Prinzessin, wenn sie an

die Herrlichkeit ihres Auftretens, ihres Schreitens und Singens auf der Bühne in Lackstühen und Kostüm und das Klatschen der Zuhörer dachte. Und welche Triumphe sie feierte! Wie ihr gehuldet wurde! Neulich hatte sie einer beim Einsammeln bringend zu einem Stehbüchlein geladen; ein anderer hatte ihr ein Täfelchen Schokolade geschenkt. Und wie oft sie einer in den Arm nahm, das ließ sich schon gar nicht mehr zählen. Auch Vier bekam sie jetzt fast regelmäßig spendiert, wenn auch nur ein oder zwei Glas. Hermine bekam im Laufe eines Abends mindestens fünfzehn Glas Bier und bis zu acht Tassen Kaffee — sogar, wenn sie es wünschte, mit Kuchen. Ja — Hermine!! —

„Mutter,“ sagte Eisebein im Coupé, „wir können was sparen, Giele und ich steigen in Mägdesprung aus und gehen zu Fuß nach Darzgerode. Ihr fahrt mit dem Gepäc bis hin.“

„Um — um —“ machte Frau Eisebein sehr mißtrauisch und dachte angestrengt nach. Wenn ihr Mann vom Sparen sprach, dann hatte er doch entschieden einen Hintergedanken.

„Ich kann auch zu Fuß gehen,“ erbot sich Seiffert.

Fink sah ihn giftig an. „Bleiben Sie man ruhig beim Gepäc. Meinen Sie, ich nahm Ihnen alle Arbeit ab?“

„Seien Sie bloß still, Fink,“ bestimmte Frau Eisebein drohend.

„Wenn Herr Seiffert gehen will, kann er gehen. Und Sie tragen mit Fridchen den Korb. Was einer zu tun hat, das hab ich zu befehlen und nicht Sie. — Erwartungsvoll sah sie auf Seiffert. Nun mußte er doch sehen, wie sie ihm die Stange hielt. Er imponierte ihr etwas und so einen guten Komiker hatten sie noch nie gehabt; den verlor man nicht gern. — Aber Seiffert sagte nichts. Vergerlich wandte sich Frau Eisebein ab. Es war ganz nett, mal einen feinen Herrn im Hause zu haben, aber diese vornehmen Leute hatten doch oft eine elliige Art, einen zu behandeln. Und überhaupt — warum betrachtete sie denn eigentlich den Seiffert als etwas Besseres? So bescheiden, wie der war! — Sie grübelte vergebens darüber nach.“

Finks lange Nase war ganz spitz geworden vor Aerger. In ihm lodete es wieder einmal. Diese Alte! Na, er wollte ihr's schon mal bei Gelegenheit geben. Lange hatte sie ja überhaupt nichts mehr über ihn zu sagen. Hermine würde schon eine andere Prinzipalinn abgeben.

Er stellte sich vor Hermine, die auf einem der Reiseförbe saß und vergebens von Seiffert Unterhaltung erhoffte. Verliebt sah er auf sie nieder. Wenn er bloß wüßte, wie er es anfangen mußte, um auch bei ihr zu reüssieren, wie so viele andere; bis jetzt hatte sie sich immer über ihn lustig gemacht, wenn er mal zärtlich wurde. Mein Gott, wenn er doch das unglauliche Glück haben würde, von ihr geheiratet zu werden! Wenn sie erst Direktorin war, mußte sie doch einen Mann haben. Und er kannte doch das Geschäft. Vater Eisebein war doch auch geheiratet worden, gleich als Frau Eisebein Witwe gemorden war. Und der hatte gar nichts vom Geschäft verstanden. Eine Anstreicherwerkstatt hatte er im Städtchen gehabt und Konkurs gemacht, weil er zuviel für die Kunst geweißen war, Bilder gemalt, Geigen und Mandolinen gekauft und verkauft hatte und zu jeder Vorstellung der Truppe Eisebein mitgereist war. Freilich, das letztere war wohl Schläue gewesen, dachte Fink. Wenn man wollte er sich und in der Nähe halten — daß den alten Eisebein, d. h. den richtigen, genannt der junge Eisebein, einmal der Sälag oder ein ähnliches Malheur treffen würde bei seinem vielen Schnapstrinken und der kollerischen Gemütsart, das stand ja fest. Natürlich, beimachen und in der Nähe halten mußte man sich. Und darum wollte er sich ruhig vom Agenten von der Liste streichen lassen. Hier lebte sich's lange gut — und wer konnte wissen, wie sich noch alles machen würde. Wenn er Hermine's Mann war, konnten sie das Geschäft für schweres Geld verpachten; dann hatten sie das nötige schon, ohne nur einen Finger zu rühren. Und dann, wenn er Geld hatte und sich Garderobe anschaffen konnte, dann suchte er sich lauter glänzende Engagements, die Ruhm und Ehre brachten. Er fühlte in seine Brusttasche — ja, der Kontrakt aus dem Lübeder Engagement, wo er fünf Mark pro Abend bekommen hatte, war wohlverwahrt. Er wollte Hermine dieses Siegel seines vergangenen und zukünftigen Ruhmes heute mal wieder bei Gelegenheit zeigen — und auch der Alten; die sahien manchmal zu vergeffen, was sie an ihm hatte. Es lag nur an seinem abgeschabten Rock, daß er jetzt mit so einer Stelle vorlieb nahm. Wenn er erst die achtzig Mark für einen neuen schwarzen Anzug zusammengespart hatte, dann würde er's ihnen schon zeigen, auf was für Bühnen er gehörte. Dann — heidi. — Aber, Gott, nein — er wollte ja hier bleiben, aushalten — abwarten — Hermine's Mann werden. Er kehrte zu dem Ausgangspunkt seiner Träume zurück. Wichtig, heiraten, Geld haben, auf die feinsten Bühnen gehen. Und Hermine? Sinnend sah er auf sie nieder. Nun, als Soubrette würde sie anderswo kein Engagement bekommen. Sie hatte zu früh auf die Bühne gemußt und ihre Stimme überschrien. Aber in den vornehmen Balllokalen konnte sie in den lebenden Bildern mitwirken, Hermine als Königin im Tritot! Glänzende Erfolge und Gagen würde sie haben. Es war ja schon längst ein Jammer, daß sie in diesem Nest festlag und für diese Truppe arbeitete — so schön wie sie war. Und so eine Frau würde er haben!

Während Fink ungestört Zukunftshoffnungen spann, mußte sich Liese ihre Träume durch Frau Eisebeins schlechte Laune stören lassen.

„Wehe Dir, wenn Du noch einmal stehen bleibst und den ersten halben Vers noch mal singst. Es ist ja nicht zu sagen, wie du dumme Du bist. Man schindet sich halb tot, um Dir was bei-

zubringen und Du siehst noch immer aus wie eine alte Katze und kannst nichts und bist nichts. Denn man ja nicht, daß wir Dich dann als Sängerin behalten für dreißig Mark monatlich und Kostüme frei. Dafür können wir ganz andere bekommen. Die Else voriges Jahr, die war in 'nem Vierteljahr schon fast so weit wie unsere Hermine. Und eine ist von uns direkt nach Hamburg gekommen an eine Bühne mit Auftritt und von da nach Amerika. Und wenn Du 'mal was von der Marietta Santi gehört hast — eigentlich heißt sie Elli Meyer — die ist auch bei uns gewesen. Fast alle, die was geworden sind und jetzt 200 und 300 und 500 Mark im Monat verdienen, die haben bei uns gelernt. Aber die haben sich auch dran gehalten und sind anständig gewesen. Und das will ich Dir nur schon gesagt haben — wenn Du Dir nicht mehr Mühe gibst und in zwei Monaten nicht ein anständiges Repertoir von mindestens fünfzehn Viedern hast — ohne die Chorlieder — mit elegante Bewegungen, dann treten wir einfach vom Vertrag zurück und schicken Dich nach Haus. Das kann uns keiner zumuten, daß wir Dich im Winter mit auf Engagement nehmen. Die Wirte nehmen uns ja gar nicht, wenn sie Dich sehen. Was glaubst Du wohl, auf Engagement spielen, auf riesig großen Bühnen mit Auftritt — so aus der Kulisse raus allein auf die leere, fürchtbar helle Bühne vor ein feines Publikum — das ist ganz was anderes als das Singeln in den Zelten. Und wenn wir bloß das nötige Damenmaterial haben, dann gehen wir nächstes Frühjahr auf Engagement nach Petersburg. Da könntest Du was sehen! Und erleben! Und Herrenbesamtschaften machen und Geschenke kriegen! U jeh. Da könntest Du dein Dein Glück machen. Aber wenn Du Dich nicht geschickter anstellst als jetzt — na, da wären wir schön dumm, wenn wir Dich auch nur einen Tag länger behielten als wir eben brauchen.“

(Fortsetzung folgt.)

Die neuesten Vorstöße zum Nordpol.

Der Kampf um die Pole hat in dem ewigen Vorwärtstreben des Menschen seit langem eine hervorragende Stellung eingenommen, und die Etappen in ihrer Eroberung sind als großartige Leistungen einer alle Widerstände der Natur überwindenden Willenskraft gefeiert worden. Nachdem erst vor kurzem Shackleton dem Südpol so nahe gekommen ist, wie kein anderer Mensch, werden wir jetzt durch die mit starkem Zweifel begegnende Nachricht überrascht, daß es dem Amerikaner Frederick A. Cook gelungen sein soll, den Nordpol zu erreichen. Cook, der als Arzt die belgische Südpolarexpedition begleitete, hat im Sommer 1907 in aller Stille eine Nordpolarexpedition angetreten, indem er sich von einem Fangschiff bei Etah am Smith-Sund absetzte, um in Grönland zu überwintern und im Februar 1908 einen Schlittenvorstoß gegen den Nordpol zu unternehmen. Im September 1908 kamen dann durch einen Begleiter Cooks, R. Franke, Nachrichten von dem Unternehmen, nach denen Cook am 26. Februar 1908 mit Franke und einigen Eskimos über den Smith-Sund nach Ellesmereland aufgebrochen sei, am 3. März sei Franke umgekehrt und Cook weiter nach Kap Hubbard gegangen, um von dort seinen Vorstoß zu unternehmen. Seitdem war er verschollen und man fürchtete bereits das Schlimmste, bis Cook nun plötzlich wieder auftauchte. Cook würde, wenn seine Angaben zutreffen sollten, mit der Erreichung des Nordpols einen Ruhmespreis erworben haben, um den seit Jahrhunderten eifrig gerungen wird. Der erste Held der Polarforschung, der einen wohlverordneten Angriff auf den nördlichsten Punkt der Erde unternahm, war der Engländer Henry Hudson, der in den Jahren 1607—1611 vier Polarfahrten unternahm. Er gelangte bis zu 80° 23' Min. nördlicher Breite. Einen solch kühnen Plan unternahm erst wieder John Phipps, der spätere Lord Mulgrave, der 1773 die erste wissenschaftliche Expedition nach Spitzbergen ausrüstete und über den Nordpol nach Indien steuern wollte. Doch vereitelten nördlich von Spitzbergen undurchdringliche Packeis Massen jedes weitere Vordringen. Einen Fortschritt in dem Eindringen in die Region des ewigen Eises bezeichnete dann die vierte Nordfahrt Parrys, der den schon von den beiden Walfischfängern Soereshby in Angriff genommenen Plan 1827 betwirklichen wollte, den Pol, dessen Eis nach seiner Ansicht eine geschlossene fast ebene Fläche bildete, auf Schlitten zu bezwingen. Das Eis aber war keineswegs eine zusammenhängende Masse, sondern überall von Kanälen durchschnitten, so daß Parrys Schollenfahrt nicht von Erfolg gekrönt war. Nach 35-tägigen Mühen mußte er umkehren; doch hatte er eine Breite von 82° 45' Min. N. erreicht. Die nächsten Vorstöße von Warham und Ledwood führten bis zu einer Breite von 83° 30' Min. N. In Deutschland entfaltete eine rührige Propaganda der berühmte Geograph August Petermann, durch den zwei große deutsche Nordpolexpeditionen ins Leben gerufen wurden. Nach seinem Tode trat ein gewisser Stillstand in der Polarforschung ein, und gegen die zu einem Sport ausgearteten Vorstöße zum Pole machte sich ein Widerstand bemerkbar, der besonders von dem ausgezeichneten Polarforscher Karl Weyprecht ausging. Weyprecht meinte, daß die polaren Entdeckungen zu einer „internationalen Hefjagd nach dem Pol“ ausgeartet seien, bei der man nur noch veruche, sich möglichst viel Grade und Minuten dem Pol zu nähern. Auf seine Anregung hin wurden 15 internationale Polarstationen errichtet, die eine wissenschaftliche Erforschung des unbekannt-

Gebiets betrieben. Aber der wissenschaftliche Gevinn an geographischen Kenntnissen war doch nur ein geringer, und so brach sich mit der Zeit die Meinung wieder Bahn, daß das hohe Ziel des Nordpols selbst doch auch für die Forschung keine trügerische Lodeung gewesen sei und daß man mit allen Kräften ihm zustreben müsse. Die schwedischen Expeditionen von Otto Torell und Nordenstjöld leiteten diese neue Epoche ein; der wadere Vorstoß des Expeditionsschiffes „Vega“ unter A. G. Nordenstjöld und die Fahrt der ihr nachgesandten „Jeannette“ (1879) machten Aufsehen; sie leiteten auch noch Fridtjof Nansen, mit dem die Reihe der großen Vorstöße aus neuester Zeit beginnt. Nansens wagemutige Expedition mit der „Fram“ (1895), auf der er selbst bis zu 86° 4' Min. N., das Schiff bis zu 85° 57' Min. gelangte, ist, wie Professor Gaffert in seiner „Geschichte der Polarforschung“ bemerkt, das Großartigste, was die Polarforschung bisher geleistet. Der bedeutendste und eifrigste unter den Rivalen Nansens ist Peary, der unermüdlich immer neue Expeditionen unternommen hat und sich auch gegenwärtig wieder seit dem Sommer 1908 mit dem Expeditionsschiff „Roosbeek“ auf der Suche nach dem Nordpol befindet. Ihm ist es im Jahre 1906 gelungen, unter allen, die sich dem Nordpol genähert, die höchste Breite zu erreichen, nämlich 87° 6' Min. N. Am nächsten kam ihm Cagni, der 1900 bis zu 86° 34' Min. vordrungen war. Von Mißgeschick verfolgt waren die beiden Versuche des deutsch-amerikanischen Journalisten Walter Wellman 1894 und 1898; und auch die beiden von dem Amerikaner Ziegler glänzend ausgerüsteten Expeditionen des Dampfers „Amerita“, denen ebenfalls die Erreichung des Nordpols als Ziel gesetzt war, verliefen ohne wichtigere Resultate. Die erste Fahrt unter Waldrin mußte abgebrochen werden, weil der Führer des Unternehmens mit dem norwegischen Kapitän des Schiffes in einen schweren Konflikt geriet. Die zweite Reise unter A. Fiala dauerte zwei Jahre, konnte aber trotz drei großer gefahrvoller Schlittenreisen nicht einmal die nördlichsten Punkte Cagnis und Pearys erreichen. Was diese mit gewaltigen Mitteln ausgerüsteten und im größten Maßstabe unternommenen Expeditionen nicht vollbringen konnten, das soll nun dem in einfachster Weise ganz allein ausgeführten Plane Cooks gelungen sein.

Aus einem Bericht, den Cook aus Letwick an den „New York Herald“ telegraphierte, bringt das „B. Z.“ folgenden Auszug: Nach langem Kampf gegen Hunger und Kälte haben wir endlich den Nordpol erreicht, einen neuen Weg, reich an interessantem Material für die naturgeschichtliche Forschung, gefunden. Wir entdeckten reiche Jagdgebiete, die ebenso Eskimos wie europäischen Jägern zugute kommen werden; wir entdeckten Land auf dem nördlichsten Felsen der Erde.

Unsere Expedition wurde im Anschluß an eine Sommerkreuzfahrt im Arktischen Meer beschlossen. Unsere Jacht „Bradley“ kam im Smith-Sund Ende August 1907 an. Dort erschienen uns die Voraussetzungen günstig, um das Erreichen des Pols zu versuchen.

Die Ausrüstung, die ich hatte, um für alle Fälle bereit zu sein, war reich genug, um für eine längere arktische Reise vorzuhaltten. Zahlreiche Eskimos befanden sich zum Zweck von Wärenjagden bereit in Annotok. Sie hatten bereits große Mengen von Fleisch vorbereitet, und kräftige Hunde fanden sich in großer Zahl im Lager; es war ein Zusammentreffen glücklicher Umstände, daß wir so alles, was wir brauchten, an einem Punkte zusammenfanden, der vom Nordpol nur noch 700 Meilen entfernt war. Wir hatten kundige Führer, geeignete Zugtiere, genügenden Proviant. Dank der Hilfe dieses Stammes von 250 Menschen konnten wir ein Haus und eine Werkstatte aus Holz von Gepäckstücken erbauen. Vor Ende der arktischen Nacht waren wir zur Abfahrt bereit.

Unser Plan war, uns einen Weg durch Grönland zu bahnen, indem wir der Westküste bis zum Polarmeer folgten. Am 19. Februar 1908, bei Sonnenaufgang, begann die Expedition ihren Weg. Sie setzte sich zusammen aus 11 Menschen und 103 Hunden, die 11 schwer beladene Schlitten zogen. Wir verließen die Küste von Grönland, um nach Westen vorzudringen. Das Dunkel der arktischen Nacht lichtete sich nur während weniger Stunden des Tages. Die Kälte war groß und besonders fühlbar, als wir den hohen Ameloesmeresund überschritten. Die Temperatur sank bis auf 83 Grad Fahrenheit unter Null. Mehrere Hunde erfroren, alle Männer litten fürchtbar. Aber bald fanden wir die Spuren des großen Wildes, auf denen wir verhältnismäßig leicht durch den Mansjund bis Lands- end gelangten. Auf diesem Marsche erlegten wir 101 Moschusochsen, 7 Wären, 335 Hasen. Am 18. März erreichten wir das Polarmeer und drangen von der Südspitze der Heiberginsel weiter. Drei Tage später begann der Weg übers Packeis. Zwei Eskimos kehrten zurück; der Versuch war nur durch Auswahl der stärksten Männer möglich. The und Ahwelsch, die beiden Kräftigsten, und 26 Hunde wurden für die letzte Anstrengung gewählt; es lagen noch 460 Meilen unbekanntes Landes vor uns. Am ersten Tage machten wir ermutigende Fortschritte; zwar machten Kälte und Wind das Leben zur Qual, aber wir konnten in Schneehöhlen ausruhen, hatten getrocknetes Fleisch und heißen Tee und litten so nicht Hunger. Am 30. März war der Horizont zum Teil nebelfrei und wir konnten nach Westen neues Land sehen. Wir hatten den 84. Grad überschritten. Weil wir schnell weiter wollten, konnten wir die Küste nicht näher untersuchen. Von nun an sahen wir lange kein Land mehr, auch keine Spuren lebender Wesen. Wir bahnten uns den Weg durch die einsame Monotonie des bewegten Eismerees.

Die Schilderungen, die Cook von den Mähen und Entbehrungen der nächsten Tage macht, seien übergangen. Am 8. April ist die Expedition noch 200 Meilen vom Pol. Die meisten Hunde sind von den Expeditionsmitgliedern aufgefressen, aber die Hoffnung ist noch nicht verloren, da das Eis fest wird und sich zwischen dem 87. und 88. Grade unmerklich nur als Landeis fortsetzt. Am 14. April war der 88. Grad überschritten.

Die Anstrengungen werden fast unerträglich, besonders da täglich Anzeichen von Land entdeckt werden, die sich immer wieder als Gesichtstäuschungen herausstellen. Alle sind müde und gleichgültig geworden und arbeiten wie Maschinen. Aber am 21. April, als Berechnungen angestellt wurden, zeigen die Instrumente 89 Grad 59 Minuten 46 Sekunden. Die Stätte des Pols ist in Sicht. Der Weg wird mit erneuter Kraft fortgesetzt, um die letzten 14 Sekunden zu erreichen, und bald weht die Flagge am Nordpol. Die Temperatur zeigte 88 Grad unter Null. Ein Tag gehört den Berechnungen, am zweiten Tage bemächtigte sich aller Teilnehmer eine tiefe Ermüdung, am 23. April wird die Rückkehr begonnen.

Die Schilderung Cooks von der Rückreise stellt diese noch weit gefährlicher, anstrengender und langwieriger dar, als den ersten Marsch. Am 21. April 1908 wurde der Pol — Cook zufolge — erreicht, am 18. Februar 1909 langte der Forscher wieder in Anmatol an.

In Kopenhagen, wo das Eintreffen des „Hans Egede“ mit Dr. Cook an Bord zu Spätabend erwartet wird, ist man schon dabei, Anstalten zu einem feierlichen Empfang des amerikanischen Nordpolfahrers zu treffen. Während man in der dänischen Hauptstadt also anscheinend keine Zweifel in die Richtigkeit der Angaben Cooks setzt, machen sich anderswo nach wie vor starke Bedenken geltend, ob der Bericht des amerikanischen Reisenden wirklich stimmt. Es wird u. a. darauf hingewiesen, daß er auf seiner Schlittenfahrt zum Nordpol täglich einige 20 Kilometer zurückgelegt haben müßte, was nach den bisherigen Erfahrungen nicht für denkbar gehalten wird. Auch wird z. B. angeführt, daß die Temperatur von 88° Fahrenheit unter Null bisher nur im Laboratorium erzeugt worden sei, und daß bei diesem Kältegrad Menschen nicht leben könnten. Ein Landsmann Cooks, der amerikanische Admiral Seltwee, der drei arktische Reisen unternahm, hält Cooks Bericht geradz für erdichtet. Vorläufig muß jedenfalls dahingestellt bleiben, ob Cook den Nordpol wirklich erreicht hat. Man muß abwarten, ob seine Angaben einer genaueren Prüfung standzuhalten vermögen.

Elektromagnete als Hebezeuge.

Eines der vornehmsten Ziele aller Ingenieurwissenschaften, die Ausschaltung der teuren Menschenkraft, der mühsamen Handarbeit durch die Maschine, findet gegenwärtig in der Vervollkommnung der modernen, elektrisch betriebenen Hebezeuge ihre schönsten Erfolge. Schwere Lasten, die erdrückend auf den Schultern unserer Arbeiter lagen, sogar heiße Eisenteile, deren Handhabung mit großen Schwierigkeiten und Lebensgefahr verbunden war, Umladungen und Transporte von schweren Gewichten, die bisher den Kraftaufwand dutzender von Arbeitern bedingten, werden heute wie durch Zaubertrick spielend leicht vom selbsttätigen Kranlastmagnet aufgehoben und in rascher Fahrt ans Ziel gebracht. Die Lösung dieses Problems verdanken wir der Tatsache, daß die sprunghaft arbeitende Technik unserer Zeit sich des Spielzeuges unserer Kindheit, des Hufeisenmagnets erinnerte und mit praktischer Verwendung der magnetisierenden Eigenschaft des elektrischen Stromes große Magnete zum Heben und Fortschaffen von Eisenteilen konstruierte.

Der Magnet wird durch Leitungsdrähte mit der elektrischen Kraftanlage verbunden; hängt er, wie es in der Tagespraxis zumeist der Fall ist, an einem Kranhaken, so empfängt er den elektrischen Strom vom Kran aus, er wird dadurch stärker magnetisch und zieht mit großer Gewalt die für seine Arbeitsleistung bestimmten Eisenteile an.

Soll die Fortbewegung eines Stoßes von Stahl- und Eisenplatten, von Brammen, Blechen, von Schrott und Spänen erfolgen, so wird der Kran über diese Lasten gelenkt und der Elektromagnet niedergelassen. Durch Stromeinschaltung erfolgt sofort Kontakt mit der Eisen- und Stahlmenge, um die Beförderung von einer zur anderen Stelle ohne weiteres bewerkstelligen zu können. Nachdem die Last niedergesetzt ist, wird der Elektromagnet wieder stromlos gemacht, er verliert sofort seinen Magnetismus und lagert die Eisenteile an der gewünschten Stelle. Der Vorteil dieser neuen Anwendung der geheimnisvollsten aller Kräfte, des Magnetismus, für die Praxis des Fabrikbetriebes tritt durch diesen einfachen Vorgang ohne weiteres zutage. Der Magnet leistet als stummer Diener die Arbeit des Aufladens unter Zuhilfenahme nur eines Arbeiters; gleiches geschieht beim Abladen, wobei der schwere Gegenstand automatisch an die richtige Stelle gelangt.

In Anpassung an die verschiedenen Formen und Arten von Lasten sind auch die Magnete verschiedenartig konstruiert. Die Bewältigung massiver Körper mit möglichst gleichmäßiger Oberfläche erfolgt durch Magnete mit festen Polen in runder und länglicher Form; ganze Maschinen, Panzerplatten, Bleche und Schienen werden

von ihnen von Ort zu Ort gehoben. Zum Erregen genügen hierfür im allgemeinen 0,2 bis 0,3 Kilowatt. Unregelmäßig geformte Körper wie Schrott, Gußmassen und ähnliche erfordern etwas mehr Strom, da hier mehr Luftzwischenräume in dem magnetischen Strom eingeschaltet sind. Eine bedeutende Leistungsfähigkeit des Magneten erzielt man beispielsweise beim Beladen von Chärgiermulden mit Eisenabfällen und Broden, wie sie im Stahlwerk zur Beschädigung von Siemens-Martinöfen Verwendung finden.

Die meisten Hebemagnete wurden zum Heben von Lasten zwischen 800 und 3000 Kilogramm gebaut. Zum Teil handelt es sich aber auch um recht erhebliche Gewichte. So vermögen die Siemens-Schuderschen mit rechteckigen Polen versehenen Kranlastmagnete bis 15 000 Kilogramm zu befördern. Stundholz in Wetter konstruierte Magnete, die sogar Zugkräfte bis zu 30 000 Kilogramm erreichten. Besondere Aufmerksamkeit bei der Ausführung von Lastmagneten erfordert die sorgfältige und zweckmäßige Anordnung der Magnetpole; sie ist vor allem darauf unterzubringen, daß sie gegen äußere Einflüsse, gegen Regen, Staub, Stöße und dergleichen gut geschützt ist. Die Speisung der Magnete geschieht vorläufig nur mit Gleichstrom; sollen sie bei Drehstromanlagen Verwendung finden, so muß die Umwandlung des Drehstromes mittels eines Gleichstromumformers, der meist im Führerhause des Kranes aufgestellt wird, erfolgen.

Laut Berichten von Fabrikbetrieben läßt sich die Leistungsfähigkeit der Magnete in praktischer Verwendung für verschiedenartige Lasten bereits ziffernmäßig bewerten. Mit einem Sub können befördert werden: Blöcke 2500 Kilogramm, Raffeln 800 bis 1000 Kilogramm, Schrott 400 bis 800 Kilogramm, Gußdrehspäne 300 bis 350 Kilogramm, Stahldrehspäne 200 bis 250 Kilogramm.

Bemerkenswert ist, daß auch das Heben von heißen, sonst schwer zu handhabenden Eisenteilen ausführbar ist; die Temperatur kann bis zu 100 Grad Celsius betragen.

So einfach es erscheint, durch Aus- und Einschaltung des Stromes, allein durch den Fingerdruck schwere Lasten einschweben zu lassen, so bedurfte es doch mancher Prüfungsjahre, um den Hebemagnet für die verschiedensten Betriebe passend zu gestalten. Unter den bemerkenswerten Spezialkonstruktionen sind die Stundholzschen Greifer zu erwähnen, die als Sicherheitsmaßregel im Falle des Ausbleibens des Stromes selbsttätig mit eisernen Klammern in Funktion treten. Für Lasten, die in verschiedener Höhe liegen, sind Magnete konstruiert, die sich mit beweglichen Einzelpolen den Unebenheiten anpassen.

Ein nicht zu unterschätzender Vorteil wird durch Hebemagneten geboten, indem die Lagerung der Lasten in musterhafter Weise vollzogen werden kann; so erfolgt zum Beispiel das Lagern von Schienen in gedrängter, Raum gewinnender Weise. Originell ist das Stundholzsche Patent des „Schöpfmagneten“, eines kleinen Magneten, der durch häufiges Ein- und Auslösen aus Mulden und Gefäße so lange mit kleinen Mengen von Material versorgt, bis die Ladung voll ist. In der Tat ist das Anwendungsgebiet des Hebemagneten so groß, daß sich ihm fortgesetzt neue Betriebe eröffnen.

G. A.

Kleines feuilleton.

Landwirtschaftliches.

Die Quellen des Milchverderbes. Die Beschaffenheit der Milch ist für das Gesamtwohl von so einschneidender Bedeutung, daß jeder neuartige Beitrag zur Kenntnis der Ursachen ihres Verderbes allenthalben die größte Beachtung beanspruchen kann. Eine der wichtigsten Aufgaben bei der hygienischen Behandlung des Milchproblems ist die Feststellung, an welcher Stelle des Weges, den die Milch vom Euter der Kuh bis zum Einzelverbrauch zurückzulegen hat, der Verderb eingetreten ist. Auf Veranlassung mehrerer Gemeindeverwaltungen hat Dr. Ort eine genaue, in ihren wesentlichen Punkten in der Wochenschrift „Nature“ mitgeteilte Untersuchung nach dieser Richtung unternommen, wobei neben sorgfältigster bakteriologischer Untersuchung auch der Gesundheitszustand der Kühe, die Beschaffenheit der Stallungen und die Witterungsverhältnisse genau registriert worden sind. Zunächst wurde der Gehalt der Milch im Auhuterer Schälungsstadium bestimmt. Für die zuerst gemoltenen Anteile wurden 18 000 bis 48 000 Mikroorganismen im Kubikzentimeter, nach Entfernung der Vollmilch 800 bis 4800 gefunden. Bei ihrer Bildung in den Drüsen selbst ist die Milch steril. Die Bakterien, die sich darin finden, stammen aus der äußeren Umgebung. Namentlich durch schmutzige Euter wird die Milch häufig verderben. Der Staub in den Ställen sowie auf dem Transport trägt ferner daran schuld, daß der Konsument stets eine stark bakterienhaltige Ware geliefert erhält. Die Hauptquelle ist aber stets der Kuhstall selbst. Das gilt besonders hinsichtlich der Streptokokken und der Erreger von Darmaffektionen. Milch mit einem Bakteriengehalt von über 50 000 sollte überhaupt nicht im Handel zugelassen werden. Allerdings ist es nicht ganz einfach, bei den einzelnen zahllosen Milchproben, deren Prüfung im Marktverkehr geboten erschiene, Bakterienzählungen vorzunehmen, so berechtigt und nützlich auch die dahingehende Anregung ist.